

Politik und Gesellschaft

Ausgabe Nr. 28 „Gestern“

Herausgeber: Politik und Gesellschaft e.V.

Vorsitzende: Isabelle Stein, Marc Philip Greitens

Anschrift Herausgeber und Redaktion: Politik und Gesellschaft e.V., Jungiusstraße 6,
20355 Hamburg

Mail: kontakt@politik-gesellschaft.com

Inhaltsverzeichnis

<u>ZURÜCK IN DIE VERGANGENHEIT – ZWEITES LEBEN FÜR KAROTTENHOSEN, KREPP-STRÄHNCHEN UND KATE BUSH FREYA BLUMENSTEIN</u>	<u>3</u>
<u>INTERVIEW LUCA KLEEBERG</u>	<u>6</u>
<u>BRITISCHE MONARCHIE – ÜBERKOMMENES RELIKT ODER TEURES ERBE</u>	<u>8</u>
<u>ANDERE ZEITEN, GLEICHE SITTEN? ELIAS MEWE</u>	<u>8</u>
<u>ELON MUSKS TWITTERÜBERNAHME – DIE ZEIT DER NEUEN GATEKEEPER? LEONARD ORTH</u>	<u>12</u>
<u>AN EINEM TISCH THEO KREß</u>	<u>15</u>
<u>GLOBALER ERZIEHUNGSMANGEL MARC PHILIP GREITENS</u>	<u>17</u>
<u>NATURVORSTELLUNGEN IN <i>STAR WARS: THE MANDALORIAN</i> JAN STEY.....</u>	<u>21</u>
<u>NUR NOCH EINE FRAGE DER ZEIT CARL COSTE.....</u>	<u>23</u>
<u>YESTERDAY JAN STEY</u>	<u>25</u>
<u>VINTAGE – WARUM WIR ALTE SACHEN WOLLEN HENRIK VOLKMANN</u>	<u>27</u>
<u>ACH, DIE GUTEN ALTEN ZEITEN! ELLA RADNOCZY.....</u>	<u>30</u>
<u>NICHTS IST JA AUCH NICHT NICHTS! PHILIPP BRAUN</u>	<u>31</u>
<u>DEIN GESTERN WAS SOMEBODY’S TOMORROW ANONYM</u>	<u>33</u>
<u>GESTERN FARINA DOBS</u>	<u>34</u>

Zurück in die Vergangenheit – Zweites Leben für Karottenhosen, Krepp-Strähnchen und Kate Bush | Freya Blumenstein

„If I could turn back time“ – Ende der 80er war das der milde Wunsch von Pop-Ikone Cher. Nach über 30 Jahren und vielen Besuchen beim Schönheits-Chirurgen scheint ihr Traum in Erfüllung gegangen zu sein: Chers Gesichtszüge sind noch genauso straff wie damals und wirft man einen Blick auf ihre Mitmenschen in der Fußgängerzone oder in Bus und Bahn, könnte man tatsächlich meinen, die Zeit sei stehen geblieben. Überall sieht man Baguette-Taschen, Scrunchies, knallbunte Windbreaker und die omnipräsenten weißen Sneaker. Wer nicht mindestens ein Shirt von Nirvana besitzt, hat nicht gelebt.

Würden Marty McFly und Doc Brown mit ihrem DeLorean in unsere Zeit reisen, dann würden sie an der Technik ihrer Zeitmaschine zweifeln. Die beiden hatten sich die Zukunft ganz anders vorgestellt: Im zweiten Teil der Trilogie, in dem sie im Jahr 2015 vorbeischaun, schwebt Marty mit seinen selbstbindenden Sneakers auf dem Hover-Board die Straßen entlang.

Es scheint jedoch, als hätte die Nostalgie von der Gesellschaft Besitz ergriffen. Kein Hover-Board, aber Nike Bruins halten wieder Einzug. Mit der Geburt des Internets und der damit einhergehenden Schnellebigkeit ist in den 1990ern in England die Sehnsucht nach der guten alten Zeit so groß geworden, dass sogar ein ganzer Trend daraus wurde, der bis heute anhält. Die Rede ist von Vintage. Doch Vorsicht! Vintage ist nicht gleich Vintage. Was einfach nur alt aussieht, aber eigentlich taufrisch aus der Produktion kommt, verdient nur die Bezeichnung Retro. Streng genommen ist alles, was nach den 80ern auf den Markt kam, schon kein Vintage mehr. Jedenfalls wird seit Beginn des Trends fröhlich alte Kleidung aufgetragen und staubigen Möbeln wieder Leben eingehaucht.

Kreislauf statt Konsum

Neben all dem Spaß, den man beim Durchwühlen des Kleiderschranks der Eltern hat, gibt es noch schöne Nebeneffekte. Alten Sachen ein Revival zu gönnen, anstatt sich der Fast Fashion hinzugeben, schont den Geldbeutel und die Umwelt. Nach Angaben von Trigema legt ein Basic Shirt ca. 34.225 km zurück, bevor es auf den Wühltischen der Republik zum Billigpreis landet.¹ Wenn es seinen Reiz verliert und aussortiert wird, beginnt dasselbe Spiel rückwärts und das Shirt reist mehr und länger als so mancher Konsument, der es einst getragen hat. Unsere alte Kleidung wird meist in afrikanische Länder geschickt, wo die abgetragenen Stücke trotz Gebrauchsspuren zu einem für die Einheimischen viel zu hohen Preis verkauft werden. Es ist also nicht nur die Ästhetik allein, die zur Rückbesinnung auf Altbewährtes führen sollte.

Plattformen für Vintage Kleidung boomen derzeit und ein Ende ist nicht in Sicht. Die Marktforschungsfirma Global Data prognostiziert einen Umsatz von 52 Milliarden Euro für das Jahr 2024.² Der Betrag kommt nicht von ungefähr, denn Vintage ist längst nicht mehr nur für Kleidung des unteren und mittleren Preissegments gedacht. Die Luxusmarken sind ebenfalls nicht sicher vor Weiterverkauf und Upcycling.

Auslöser war die Pandemie, während der eine regelrechte „Konsumquarantäne“ herrschte, wie es stolz in einem Artikel der WELT heißt.³ Die Läden waren nicht geöffnet. Statt nun online massenhaft zu kaufen, wurde weniger bestellt als gedacht. Die Gelegenheiten seine neuesten Errungenschaften zu präsentieren waren nämlich

schwindend gering. Schrankleichen wurde der Kampf erklärt, indem sie ins Netz gestellt und Teil einer Kreislaufwirtschaft wurden.

Upcycling betagter Songs

Alte Kleidung wird also weiterverwendet. Aber was ist eigentlich mit dem Rest der Popkultur? Was ist mit der Film- und Musikindustrie?

Auch dort hat der Zahn der Zeit ordentlich zugeschlagen. Netflix traf mit „Stranger Things“ genau den Nerv der Gesellschaft. Die Serie wurde zum Kassenschlager für den Streamingdienst und – für Modehäuser. Allein der Absatz für Schweißbänder stieg um unglaubliche 217 Prozent an, wie der Zahlungsdienstleister Klarna herausfand.⁴

Sehr „strange“ war auch der unerwartete mega Erfolg von Kate Bush's Song „Running Up That Hill“. Der wurde dank „Stranger Things“ 30 Jahre nach seiner Veröffentlichung im Jahr 1985 so häufig gestreamt, dass Kate auf ihrem Weg zur Bergspitze sogar Harry Styles vom Thron der Single-Charts stieß und sich den Platz ganz oben am Gipfelkreuz sicherte.⁵ Dabei klingen die Songs des ehemaligen Boygroup-Mitglieds auch so, als könnten sie aus dem Jahrzehnt des Synthesizers stammen.

Überhaupt haben viele Musiker der Gegenwart die Vergangenheit für sich entdeckt. The Weeknd wurde 2021 die große Ehre zuteil, mit seinem Werk „Blinding Lights“ die Nr. 1 der „Billboard Greatest of All Time Hot 100 Songs“ zu werden. Wer genau hinhört wie das New Yorker Magazin „Vulture“, erkennt den Rhythmus aus Michael Sembellos 1983 erschienenen „Maniac“ und die Synthis aus A-HAs „Take on me“ aus dem Jahr 1984.⁷ The Weeknd hat also auch recycelt.

Um Töne zu recyceln, muss man sich aber nicht zwangsläufig mit fremden Federn schmücken. Wenn man Sir Elton John heißt und neben zahlreichen anderen Erfolgen auf 32 Multi-Platin Alben zurückblicken kann, legt man unter alte Hits einen neuen flotten Beat und fragt Britney oder Dua Lipa, ob sie nicht Lust hätten, ein bisschen zu jammen. Das ist das Erfolgsrezept für Nr. 1-Hits, die Jung und Alt auf die Tanzfläche bringen.

Im Fernsehen wird das Rad auch nicht neu erfunden

Aber wo wir gerade von generationsübergreifender Begeisterung von Remixes sprechen: das Phänomen gibt es auch im linearen Fernsehen. Shows der 80er und 90er werden gerade von Privatsendern wiederentdeckt und neu aufgelegt. Bei „Geh' aufs Ganze“ gibt es ein Wiedersehen mit dem Zonk und man kann mit Fernseh-Urgestein Jörg Draeger um Autos und Geld zocken. Mit Daniel Boschmann wird in „Mein Mann kann“ althergebrachten Rollenklischees gefrönt.

Vergangenheit als Rettung der Zukunft

Vintage könnte, obwohl von Natur aus rückwärtsgerichtet, insbesondere in Bezug auf die Modeindustrie die Rettung der Zukunft sein: weniger Verschwendung und Neuentdeckung alter Schätzchen.

Wenn man es richtig angeht, kann man nicht nur sich selbst verwirklichen, sondern auch einen Beitrag zur Nachhaltigkeit leisten.

Wiederverwertung in der Film- und Musikindustrie hat einen ganz besonderen Charme. Sie retten zwar nicht die Welt, aber recycelte Songs und Serien üben eine Faszination aus, der man sich nicht entziehen kann. Viele der Vintage-Begeisterten haben nicht in diesen Zeiten gelebt hat oder waren so jung, dass sie kaum Erinnerungen damit verbinden können. Trotzdem besteht paradoxerweise bei den

meisten Menschen der Wunsch dorthin zureisen, um einmal mit Monica und Rachel einen Kaffee im Central Park zu trinken oder mit Danny Zuko und den T-Birds an einem illegalen Autorennen teilzunehmen.

Vielleicht liegt es daran, dass früher alles so viel einfacher schien: Keine ständige Erreichbarkeit und bequemere Kleidung.

Nicht zuletzt birgt Vintage in der Unterhaltungsbranche die Chance, sich seinen Eltern auf ganz neue Weise verbunden zu fühlen. Tatsächlich waren auch sie mal jung und haben wie man selbst zu den gleichen Liedern im Club getanzt. Damals hieß es allerdings Disco und die Getränke waren günstiger.

Vintage hilft uns, das Gute im Alten zu sehen und neue Erinnerungen zu schaffen, die man wiederum an die nächste Generation weitergeben kann. Dies ist auch eine Art Kreislaufwirtschaft. Nichts geht so ganz verloren und das ist doch irgendwie beruhigend. Aber wer nur in der Vergangenheit lebt, verpasst die Gegenwart und scheitert in der Zukunft.

Oder um es mit den Worten von Dr. Emmet Brown zu sagen: „Deine Zukunft ist bisher noch nicht geschrieben. Sie ist immer das, was du daraus machst. Also gib dir ein bisschen Mühe!“

Interview | Luca Kleeberg

Das folgende Interview habe ich im Januar 2023 mit einer Iranerin geführt. Aus Sicherheitsgründen ist es leider nicht möglich, ihre Identität preiszugeben. Dennoch ist es mir wichtig zu sagen, dass es sich hierbei um eine starke, junge Person handelt, die ihr Bestes tut, um die aktuelle Situation im Iran zu überstehen und aktiv zu einer Verbesserung beitragen möchte. Der Rest soll unkommentiert bleiben, insbesondere, um die Worte der Interviewten nicht zu schmälern. Auch aus diesem Grunde erscheint das Interview in der von ihr gewählten englischen Sprache und ohne sprachliche Veränderungen.

I conducted the following interview with an Iranian woman in January 2023. Unfortunately, for security reasons, it is not possible to reveal her identity. Nevertheless, it is important for me to say that this is a strong, young person who is doing her best to survive the current situation in Iran and who actively wants to contribute to an improvement. The rest shall remain uncommented, especially in order not to diminish the words of the interviewee. Also for this reason, the interview appears in English and without any modification.

1. What is it like to live in Iran right now?

It's a vague and beautiful contrast between being patriotic and hatred ... even though this is my country, and I should thrive as much as I can!

2. In which parts of life do you notice the most change?

I think, personally and also according to live in Iran, we should all know how to practice mindfulness and enjoy life through these crises... It's tough but when you grow up you see the result.

3. Has the revolution also had a strong impact on your working life?

Sure, everyone who lives in Iran felt severe PTSD from those recent happenings, even the people who didn't care and ignored them. I had the worst days in my life and it worsened my depression... These suffocating days and dolorous feelings caused overthinking for me.

4. Are you still able to live a "normal" life like you did before the revolution?

Definitely, I'm not!! Nobody can! Believe me! I stare into everyone's eyes and I see the deep grief and bright hope... It's an amazing contrast!

5. After all, it can be seen above all that the younger generations are driving the revolution. Do you receive support from the older generations or do they tend to hold back?

I can't answer it clearly because it's not clear to me either! In Iran the old generation always had struggles with the young ones, they couldn't understand their needs and their dreams; but the good news is this is the first time that they've appreciated young successes and they rose up.

6. Do you think there had to be the death of Jina Mahsa Amini for the revolution to start or do you think there would have been a revolution sooner or later, anyway?

The people of Iran can't live with this high level of inflation anymore! Their dissatisfaction is about the long years since 2008 but her death illuminates and lightens the hope of change in everything...

7. What is the mood like in your social environment? Are you optimistic when you think about the future?

Hope, dissatisfaction, perseverance... Sometimes disappointment... consistency for surviving... These are all moods that can be seen everywhere! It's so bizarre and dramatic.

8. What are you most afraid of at the moment?

Afraid of not progressing and being stuck in this dark situation.

9. Are you considering leaving the country?

I do my best to migrate soon, but I deeply have a bad feeling for my friends who are living here and are stuck here. What about their desires, their dreams and their goals?

10. What gives you hope for the future?

Changes and breaks of the old rules and imperfect culture, especially for women.

11. How do you think people from other countries can best support you?

By awareness and being a voice for every disaster and challenging situation that the people tolerate and suffer from it.

Britische Monarchie – überkommenes Relikt oder teures Erbe Andere Zeiten, gleiche Sitten? | Elias Mewe

Die Debatte, ob die britische Monarchie ein unproduktives, kostspieliges und der Demokratieentfaltung hinderliches Relikt vergangener Tage oder aber ein zu bewahrendes Erbe der Geschichte ist, stellt in Großbritannien dieser Tage nur einen weiteren Schauplatz im anhaltenden Kulturkampf dar. Doch wer hat die Deutungshoheit in der wiederkehrenden Diskussion um eine Abschaffung der britischen Krone?

Immer wieder Streit

“The monarchy is finished. It was finished a while ago, but they're still making the corpses dance” – so formulierte die bekannte englische Schriftstellerin Sue Townsend vor einiger Zeit ihre Sichtweise auf die Monarchie in England (übersetzt: Die Monarchie ist erledigt. Sie war schon vor einiger Zeit erledigt, und doch lässt sie immer noch die Leichen tanzen).

Was genau Townsend mit ihrem Zitat meinte, ist nicht ganz klar. Welche Leichen lässt die Monarchie noch tanzen? Ist damit gemeint, dass sie ihre derzeitige Stellung auf Glanz und Gloria ihrer vorangegangenen Königinnen und Könige stützt? Oder, bildlicher, stehen die „corpses“ für die britische Bevölkerung, die vom Anblick der Royals unerklärlicherweise noch immer in ekstatischen Tanz versetzt wird?

Wie auch immer das Zitat zu verstehen ist, es zeugt von einem gewissen Zeitgeist: Die britische Monarchie habe ihren Zweck, ihre wesensgemäße Bestimmung verloren. Und damit gleichzeitig ihre Daseinsberechtigung. Schon länger, seit Entstehen einer modernen demokratischen Gesellschaft in Großbritannien, streitet das Land über seine Krone. Die Trennlinie zwischen Befürwortern und Gegnern verläuft scharf, und die Debatte hat eine weniger rational-faktische als vielmehr sentimental-gefühlte Stoßrichtung.

Der Monarch als Integrationsfigur

Die Argumente für die Abschaffung der britischen Monarchie sind schnell erzählt und vermutlich recht naheliegend. Eine Monarchie sei zuvörderst ein anachronistisches, zutiefst unzeitgemäßes Konstrukt, das sich mit dem Leitbild einer dynamischen, modernen und zukunftsgerichteten Demokratie nicht in Einklang bringen lasse; zudem sei die Monarchie teuer, sie verbrate laufend immer mehr Steuergelder; dabei hafte ihr auch noch der Makel von immer wiederkehren Skandalen und Fehlverhalten ihrer Mitglieder an – Stichworte: Harry und Meghan, Prinz Andrew, Princess Diana. Die Liste ließe sich fortsetzen.

Und jedes der Argumente hat seine Berechtigung. „Republic“ etwa, eine Vereinigung, die sich für eine Republik ohne monarchisches Staatsoberhaupt einsetzt, weist zurecht darauf hin, dass eine Erbmonarchie, in der das Staatsoberhaupt nicht gewählt, sondern eben durch Geburt bestimmt wird, mit jeglichen demokratischen Prinzipien nicht vereinbar sei.

Das ist zwar richtig. Gleichzeitig darf aber nicht verkannt werden, welche Rolle dem Monarchen im politischen Machtgefüge Großbritanniens zukommt. Nämlich kaum eine. König Charles III. ist Head of State, er hat den Premierminister zu ernennen und Orden zu verleihen; weiterhin gelten viele Gesetze von strafrechtlichen Tatbeständen bis zu Verfahren beim Steuereinzug für ihn nicht. Wirkliche Befugnisse sind damit jedoch nicht verbunden. Der König könnte zwar seine Zustimmung zu Gesetzen

verweigern – das ist aber seit 1708 nicht mehr passiert. Er könnte anderen Staaten den Krieg erklären – und wird es dennoch niemals tun. Die Divergenz zwischen verfassungsrechtlicher Möglichkeit und realpolitischer Wirklichkeit nimmt dem Monarchen jegliches Machtmissbrauchspotenzial.

Vielmehr kommt ihm eine andere Rolle zu, die mindestens ebenso wichtig ist: Der Monarch ist Repräsentant der Ordnung, des politischen Systems. Niemand verkörperte britische Tugenden und Werte wohl besser als die legendäre Elizabeth II. Zwar geriet das Land auch während ihrer Thronzeit immer wieder ins Wanken. Doch in allen innenpolitischen Querelen, in allen soziokulturell grundierten Streitigkeiten stand dem Land immer noch eine Königin vor, der gerade mit zunehmendem Alter Bewunderung aus dem In- und Ausland zukam und die gerade dadurch gewissermaßen über dem politischen Tagesgeschäft stand. Klar, Elizabeth II. ist nicht die Monarchie, wenige glänzten so schillernd wie sie. Und dennoch war sie ein Beispiel für die Möglichkeiten, die die britische Monarchie noch im 21. Jahrhundert hat, ihre Relevanz zu behaupten: nicht mehr durch aktive Gestaltung der Politik, sondern als Integrationsangebot für die gesamte und immer heterogener werdende britische Gesellschaft. Als Symbol der Einheit in einer immer vielfältigeren Gesellschaft. Als Minimalkonsens, auf den sich alle Bürger auch in schwierigen Zeiten einigen können. Denn fast jeder Brite hat bekanntlich eine Meinung zur Krone und ist grob darüber im Bilde, welcher Royal wieder dies und jenes angestellt, welches Missgeschick er sich geleistet oder welchen Schicksalsschlag er gemeistert habe. Die britische Mentalität ist diesbezüglich eine andere als die deutsche, was sich nicht zuletzt in den immer noch hohen Zustimmungswerten – nach einigen Schätzungen bei etwa 60 %, nach anderen deutlich höher – ausdrückt. Mit einem international bekannten Königtum und einer bis zuletzt hochgeschätzten Königin an ihrer Spitze hatten die Briten den Kontinentaleuropäern, dabei naturgemäß auch den Wirtschaftswunder-Deutschen, stets etwas voraus. So etwas verbindet, und das muss es in einer zunehmend ungleichen Gesellschaft auch.

Und vielleicht ist ebendies die neue staatstragende Rolle der Monarchie: eine Projektionsfläche für Zustimmung und Kritik, Jubel und Ablehnung und in ihrer Einzigartigkeit ein Symbol für den beständigen Charakter dieses Landes zu sein. Dass eine solche unumstrittene Überparteilichkeit einem gewählten britischen Staatsoberhaupt – ohne fast tausendjährige Familiengeschichte und überparteilichen Zuspruch und Anerkennung – geschenkt sein würde, ist höchst fraglich.

Der Wert der Erzählung

Das Vereinigte Königreich hat ewigen Bestand, es ist ein kerngesundes Land – würde man gerne sagen. Dem ist leider nicht so. Das große Empire, einst Herr von mehr als einem Viertel der Erde, Seemacht und unbestrittene Nummer Eins unter den Industrienationen, droht der zügige Abstieg in die B-Liga der internationalen Großmächte. Ende Januar streikten eine halbe Million Menschen für höhere Löhne und legten das Land mitsamt der hilflos agierenden Regierung in Teilen lahm. Grundsätzlich scheint Großbritannien immer tiefer in eine Rezession zu rutschen, maroder National Health Service -das staatliche Gesundheitssystem des Vereinigten Königreichs- und erheblicher Fachkräftemangel inklusive. Die Gräben zwischen Stadt und Land, Jung und Alt, progressiv und konservativ werden immer tiefer. Auch politisch hat man sich mit dem Brexit einen signifikanten internationalen Bedeutungsverlust zugefügt. Und vor dem 45-Tage Interregnum der Liz Truss sorgte ja noch

Premierminister Johnson mit geschäftsmäßiger Verlässlichkeit für die neuesten Schlagzeilen und politischen Skandale – ob Partygate, sexuelle Belästigungen politischer Mitstreiter und Spendenaffäre.

Dies ist nur ein Auszug der derzeitigen Situation des Landes. Es wirkt nicht so, als sei Großbritannien im bestmöglichen aller Zustände. Kann die Monarchie dagegen helfen? Nicht direkt zumindest. Wirtschaftliche Probleme wird sie nicht bewältigen, politische Wunden nicht heilen und auch den gordischen Knoten des politischen Bedeutungsverlusts der letzten Zeit nicht lösen können. Der wahre Wert der Monarchie liegt jedoch vielmehr im Wert der Erzählung.

Das Leben besteht aus Narrativen. Im Mikrokosmos des Einzelnen erzählt sich jeder Mensch fortwährend eine Geschichte, die von sich selbst handelt. Wer bin ich? Woher komme ich? Wo will ich hin? Nichts anderes gilt im Makrokosmos. Großbritannien zieht sein nationales Selbstverständnis aus seiner einzigartigen und in der Tat weltbewegenden Geschichte. Ohne diese Geschichte, ohne das glanzvolle historische Erbe der Briten wäre das Land wohl wenig mehr als eine sich selbst zunehmend isolierende Insel am Rande Europas, die vergeblich ihre eigene Sinnerzählung sucht. Die Monarchie abzuschaffen, bedeutet jedoch den Abschied von genau diesem Narrativ. Die Krone ist die Verkörperung ebenjener britischen Einzigkeitserzählung, der offensichtlichste Beweis, dass man mehr als nur „irgendein“ europäischer Staat ist, sondern sich in Tradition und historischer Kontinuität abhebt von anderen westlichen Vorreiternationen wie den USA, Frankreich und Deutschland. Sollte man den Vorschlag, die Monarchie abzuschaffen, also tatsächlich ernsthaft in Betracht ziehen, so ist die Konsequenz einer solchen Umorientierung mitzudenken. Was ist Großbritannien ohne die Monarchie? Was zeichnet es aus, was macht es besonders? Wie geht das Narrativ weiter? Welche Ersatzerzählung man sich auch ersinnen mag – keine schüfe auch nur ansatzweise der Identitätskrise Abhilfe, die Großbritannien sich eigenverantwortlich zufügte.

It's the economy...

Vieles in der Monarchie-Debatte wurzelt in Gefühlen, und solche Gefühle sind nur schwer nachvollziehbar, noch schwerer objektivierbar und für einen Nicht-Briten schwer darstellbar. Nichtsdestotrotz, die Briten scheinen stolz zu sein auf ihr Königtum, ihre „Perle der Nation“, und das gerade in Zeiten, die weniger Grund zum Jubel bieten als die imposante imperiale Vergangenheit. Ein Aspekt ist wohl recht einfach zu erkennen: der Aspekt der sozialen Gerechtigkeit. Wie kann es sein, dass die Royals, gut versorgt und den alltäglichen materiellen Sorgen des Normalbürgers enthoben, „nichts tun“, während die restliche Bevölkerung für ihren Lebensunterhalt „schuftet“ muss? Wie ist dies mit der Gleichheit einer modernen demokratischen Gesellschaft zu vereinen?

Dem Argument kann entgegengehalten werden. Zum einen ist das Leben eines Royals wohl ebenso stressig, wenn nicht sogar entbehrungsreicher als das aller „normalen“ Menschen. Beispiel: Der derzeit medial präsente Prince Harry, einer der wenigen Royals, die die „firm“ aktiv verließen, klagt in seinen zahlreichen öffentlichkeitswirksamen Auftritten und seiner Autobiographie über den sogenannten „golden cage“ der Krone: Es sei zwar ein schön anzusehender Käfig, in dem man als Royal stecke, aber eben ein Käfig, aus dem es kaum ein Entkommen gebe. Privatsphäre, Rückzug, Freiheit oder gar Selbstverwirklichungsbestrebungen – Chancen, die der demokratische Staat seinen Bürgern gewährt – stehen den Royals nicht zur Verfügung. Stattdessen seien sie festgehalten in einem Panoptikum der Medien, niemals unbeobachtet und selten unbeschwert. Auch dies ist eine Art der

Aufopferung. Zumal die Öffentlichkeitsarbeit eines jeden Royals viel Zeit und Energie in Anspruch nimmt.

Zum anderen spielen hier, natürlich, auch die Finanzen eine Rolle. Die besagte Organisation Republic wirft der Krone vor, viel zu viel Geld zu beanspruchen und hart erarbeitete Steuergelder zu verschwenden. Das stimmt nur bedingt. Die Monarchie wird in einem komplizierten Verfahren finanziert, das auf dem sogenannten „Sovereign Grant“ basiert, dessen Wert sich vereinfacht gesagt danach bemisst, wieviel die Krone eingebracht hat. Zwar stiegen die Nettoausgaben der Monarchie zwischen 2014 und 2021 kontinuierlich, von 35.7 auf 87.5 Millionen Pfund. Gleichzeitig generiert die Monarchie auch erhebliche Einkünfte – von Hochzeitsübertragungen im Fernsehen bis zu den Myriaden an Touristen, die es jedes Jahr in die königlichen Anwesen zieht und die während ihrer Aufenthalte im Land deren Infrastrukturen wie Transport, Unterkunft und Bewirtung nutzen. Eine Abschaffung der Monarchie bedeutete in diesem Sinne nicht nur einen gesellschaftlichen, sondern gleichsam einen wirtschaftlichen Knieschuss, dank dessen der Tourismussektor massive Einbußen zu verzeichnen hätte. Demgegenüber beläuft sich das jährliche Aufkommen eines jeden Bürgers für die Finanzierung der Monarchie auf weniger als zwei Pfund (im Jahr 2021) – eine Bilanz, über die man durchaus nachdenken sollte.

Rückwärts vorwärts?

Die Monarchie ist zwar naturgemäß ein wenig egalitäres Konstrukt, übt aber keinen nennenswerten politischen Einfluss mehr aus – das Volk ist zweifelsfrei der eigentliche Souverän in Großbritannien, die Monarchie ein Formalismus. Aber womöglich ist sie ein notwendiger Formalismus in einem Land, das derzeit sehr uneins mit sich selbst zu sein scheint und das in großem Umfang von den Strömungen der Zeit ergriffen wurde. Denn vielleicht ist dies die Chance der Monarchie, sich wiederum neu zu erfinden, sich einer abermaligen Metamorphose zu unterziehen, wie sie es in ihrer wechselhaften Geschichte – ob 1215 (Magna Carta), 1688 (Glorious Revolution) oder auch 1936 (Abdankung Edward VIII) – so oft schon getan hat. Hin zu einem Ruhepol, der das Land vereint, ihm Sicherheit und Stabilität und nicht zuletzt ein mächtiges Narrativ garantiert. Ein Narrativ der Einzigartigkeit und der historischen Größe. Vielleicht ist es eine Chance, mit der alten Monarchie die neue Zeit zu begehen.

Elon Musks Twitterübernahme – Die Zeit der neuen Gatekeeper? | Leonard Orth

Vor etwas mehr als einem Jahr begann Elon Musk, massiv Aktien des Social Media Unternehmens Twitter zu kaufen. Im April 2022 ließ er schließlich erstmals sein Interesse an einer Übernahme des Unternehmens verlautbaren. Der Milliardär hatte als aktiver Nutzer und Fan der Plattform zuvor vermehrt Kritik an Twitters Moderationspraktiken geäußert und kündigte an, Twitter zu einem weltweiten „Dorfplatz“ für freie Meinungsäußerung zu machen. Finanzielle Motive für die Übernahme stritt Musk von Beginn an ab. Er bezeichnete sich als Absolutisten der freien Meinungsäußerung und betonte wiederholt deren Rolle als gesellschaftlich imperativ für eine funktionierende Demokratie. Sein erklärtes Ziel des demokratischeren Diskurses durch eine Verschlankung der Plattform und lockere Moderationsregeln auf der Plattform wirft jedoch die Frage auf, obweniger Kontrolle tatsächlich zu einem freieren Diskurs führt und was Plattformen tun sollten, um ihrer gesellschaftlichen Verantwortung gerecht zu werden.

Gatekeeper – Große Macht, größere Verantwortung

Als Gatekeeper bezeichnet die Kommunikationswissenschaft Entscheidungsträger, die durch Einflussnahme auf den stetigen Fluss von Informationen unsere Wahrnehmung prägen. Dabei geht es nicht nur um die Selektion von Informationen, sondern auch um ihre Kontextualisierung, den Zeitpunkt ihrer Veröffentlichung und die Intensität ihrer Wiederholung. Gatekeeper sind notwendig und nützlich, um uns vor irrelevanten Informationen und „Information Overload“ zu bewahren. Sie können jedoch auch instrumentalisieren und schlimmstenfalls Hass und Hetze Tür und Tor öffnen. Im besten Fall sorgen sie dafür, dass den Medienkonsumenten möglichst viele verschiedene Meinungen und Ansichten zugänglich gemacht werden, um als mündiges und informiertes Subjekt über den demokratischen Prozess Einfluss auf politische Weichenstellungen nehmen zu können.

Die Berufsgruppe der Journalisten hat sich im Bewusstsein ihrer Verantwortung als Gatekeeper daher schon früh selbst einen Ehrenkodex auferlegt. So sind etwa nach der Präambel des deutschen Pressekodex publizistische Aufgaben fair, nach bestem Wissen und Gewissen unbeeinflusst von persönlichen Interessen und sachfremden Beweggründen wahrzunehmen. Eine unabhängige Berichterstattung muss damit nicht zwingend objektiv und frei von Meinungen oder Werturteilen sein. Sie sollte aber den Anspruch haben, dem Informationsinteresse des Lesers zu dienen und zu einem informierten und kritischen Elektorat beizutragen.

Verleger trifft die gleiche Verantwortung. Denn auch sie sind durch ihre Einflussmöglichkeit auf die Berichterstattung mittelbar Gatekeeper. Sie kuratieren Informationen zwar nicht selbst, sind aber zumindest zentral für die internen Strukturen, die Auswahl der Journalisten und das Hochhalten redaktioneller Unabhängigkeit verantwortlich. Ein Beispiel ist der Namensgeber unserer Hochschule. Als Gerd Bucerus als Verleger des Stern wegen eines dort erschienenen und in den Augen der CDU christliche Empfindungen verletzenden Artikels von seiner Partei unter Druck gesetzt wurde, beendete er seine politische Karriere. Denn obwohl ihm selbst der Artikel missfiel, überwog für ihn das Missfallen an der Intoleranz seiner Partei. Dass Verleger, Eigentümer wie Berichterstatter ihre konzertierte Macht als Gatekeeper im

Interesse der Institution eines offenen demokratischen Diskurses ausüben, ist Grundvoraussetzung für dessen Bestand in der Gesellschaft.

Social Media: Die Demokratisierung von Informationen?

Internet und Social Media wurden in ihren Anfangszeiten als große Chance wahrgenommen, diese zentralisierten und etablierten Machtstrukturen der Medien und Informationswelt aufzubrechen und Gatekeeper obsolet zu machen. Auch wenn wir heute wissen, dass sich diese Utopie nicht bewahrheitet hat, war sie nicht fernliegend. In den neuen digitalen Medien kann sich jeder leicht gigantische Reichweiten erarbeiten und den öffentlichen Diskurs mitprägen. Die Niederschwelligkeit der Kommunikation führt jedoch zu einer Sogwirkung auf die gesamte öffentliche Meinungsbildung. Auf Plattformen wie Twitter, LinkedIn oder Instagram präsent zu sein, ist zwingend für alle, die heute als Journalist relevant sein oder als Politiker gewählt werden möchten. Diese Netzwerkeffekte sind im Sinne des Erfinders. In der Welt der sozialen Medien sind nicht die Inhalte der Plattform, sondern die Aufmerksamkeit und die Anzahl der Nutzer das Produkt. Anstatt eigener Inhalte werden fremde von den Plattformen auf eine Weise kuratiert, dass sie zu maximaler Interaktion oder „Engagement“ führen. Die Dezentralisierung des Diskurses hat den Gatekeeper also nicht obsolet gemacht, sondern lediglich ausgetauscht und die Interessenlage verändert.

Die neuen Gatekeeper

Die Qualität der Inhalte war bisher für Journalisten und Verleger entscheidend, um sich einen Ruf und eine Leserschaft aufzubauen, Nun sind die Algorithmen der Plattformen darauf programmiert, Interaktionen zu maximieren. Das Ziel eines informierten Nutzers rückt damit immer weiter in den Hintergrund. Der Konsument wird vom zu informierenden Subjekt zum Objekt der Gewinnerzielung. Ihm wird das gezeigt, was seine Aufmerksamkeit mit der größten Wahrscheinlichkeit auf sich zieht. Die neuen Kuratoren werden nicht an der Qualität ihrer Beiträge, sondern an der erreichten „Engagement-Rate“ gemessen. Information ist nur noch Mittel zum Zweck und nicht der Zweck selbst. Der niederschwellige Pfad zur Meinungsäußerung, den Social Media geebnet hat, führt aufgrund dieses Anreizsystems zu schwindender Pluralität der Ansichten, denen wir als Medienkonsumenten ausgesetzt sind. Die für einen offenen Diskurs essenzielle Empathie gegenüber anderen Ansichten wird durch Zyklen positiver Verstärkung verdrängt und absolute Dogmatismen entstehen. Musk selbst ist ein anschauliches Beispiel für diese Art der Intoleranz. Ihm gegenüber kritische Journalisten wurden nach der Übernahme kurzzeitig von der Plattform verbannt. Laut Tech-Journalistin Kara Swisher soll er sich Twitters Mitarbeitern und dem Management gegenüber in Manier von Ludwig dem XIV als „das Recht bei Twitter“ bezeichnet haben. Auch für den selbst ernannten Retter des öffentlichen Diskurses scheint der Schwerpunkt damit eher auf Absolutismus als auf freier Meinungsäußerung zu liegen.

Reinstitutionalisierung als Lösung?

Ist also bereits alles verloren, wenn selbst Visionär Elon Musk den öffentlichen Diskurs nicht retten kann? Nein. Es muss nur an anderer Stelle angesetzt werden. Die von Musk kritisierte Moderation der Inhalte durch Twitter ist nicht das Problem, sondern nur der Versuch, die schwersten Fälle von Hate Speech und Hetze einzudämmen. Dass dies, wie Musk im Fall der durch Twitter unterdrückten Geschichte über Hunter

Biden kritisiert, nicht immer völlig objektiv und frei von politischen Ansichten und Meinungen geschieht, ist eine durchaus zu kritisierende, aber unvermeidbare Nebenwirkung. Man kann eine Krankheit jedoch nicht dadurch heilen, dass man Patienten symptomlindernde Medikamente verabreicht. Die Freiheit, mehr Dinge ohne Konsequenzen sagen zu dürfen, allein genügt nicht für einen offenen und demokratischen Diskurs aus. Ebenso bedeutend ist es, dass Bürger eine Bandbreite an fundierten Meinungen und politischen Ansichten erfahren können. Einer Lösung bedarf somit eines nicht an Interaktion, sondern an Inhalte geknüpften Geschäftsmodells für das digitale Zeitalter. Das Modell sollte die Niederschwelligkeit von Social Media mit der redaktionellen Sorgfalt etablierter Medien verbinden und benötigt Eigentümer, denen die Institution des offenen Diskurses wichtiger ist als persönliche Befindlichkeiten. Anbieter wie die Plattform Post.News von Noam Bardin, die sich vordergründig über die darauf erscheinenden Inhalte monetarisieren, scheinen in dieser Hinsicht Musk und Twitter voraus zu sein. Doch vielleicht verhält es sich auch, wie einige Musk Jünger behaupten und das erratisch wirkende Verhalten des Unternehmers ist Teil eines langfristigen und genialen Plans für eine demokratische und unabhängige Medienwelt. Für wie wahrscheinlich man das angesichts der aktuellen Entwicklungen auch halten mag – es wäre jedenfalls wünschenswert.

An einem Tisch | Theo Kreß

Es ist nie zu spät für einen Neuanfang, meinen viele. Tiago R. war jahrelang arbeitslos und lebte auf der Straße. Jetzt, im Alter von 44 Jahren, möchte er sein altes Leben hinter sich lassen.

In Padre Cruz, einer kleinen Sozialbausiedlung am Rande Lissabons, arbeitet Tiago in einem italienischen Restaurant, in das ich mich während des Auslandsstudiums verirrt habe. Etwas gehetzt betritt der etwa 1,90 Meter große, breitschultrige Portugiese das Restaurant und begrüßt Rita, „die Chefin“. Heute ist er spät dran. Nachdem er sich seine Arbeitsschürze übergestreift hat, tritt er hinter den Tresen der Restaurant-Bar, um den Wassertank des Kaffeefullautomaten aufzufüllen. Während er laut über die Ergebnisse der WM-Vorrunde nachdenkt, bereitet er einen Espresso für Rita zu. Tiago nimmt den Kaffee in beide Händen und möchte losgehen, dann hält er kurz inne. Er öffnet die Schutzkappe des Bohnenmahlwerks der Kaffeemaschine, entnimmt eine einzelne Bohne und drapiert sie auf dem Untersetzer. Mit breitem Grinsen und schnellem Schritt geht er auf Rita zu, stellt die Tasse ab und sagt: „para o meu empregado preferido“ – „für meine Lieblingsmitarbeiterin“.

Rita Canelas arbeitet als Sozialarbeiterin in dem Restaurant mit dem Namen „É uma mesa“. Das Projekt ist eine Initiative der portugiesischen Hilfsorganisation CresCer und soll Menschen, die auf der Straße leben, zu einem Job verhelfen. Um den Zugang zum Arbeitsmarkt zu ermöglichen, bietet die Organisation ein mehrschrittiges Ausbildungssystem an, das mit einer gastronomischen Trainingsphase beginnt. Nach einhundert Stunden werden die Trainees dann auch im eigenen Restaurant eingesetzt, in der Küche oder im Service. Dort arbeiten sie mehrere Monate und werden anschließend an Partnerrestaurants weitervermittelt. Gerade einmal 450 Euro im Monat, staatliche Leistungen eingerechnet, bekommen die Trainees für diese Vollzeitarbeit. Mehr kann sich das hauptsächlich aus öffentlichen Mitteln finanzierte Projekt nicht leisten. Ein bisschen Geld inklusive gute Jobaussichten sind besser als gar nichts. Den Teufelskreis der Obdachlosigkeit beenden zu wollen, das hört man hier oft, wenn man mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern von „É uma mesa“ spricht. „Ohne Job keine Wohnung, ohne Wohnung kein Job“. Es scheint so etwas wie das Mantra im portugiesischen Kampf gegen die Obdachlosigkeit zu sein.

Sobald das Restaurant zur Mittagszeit seine Türen öffnet, betreten die ersten Gäste das Lokal. Tiago führt sie zu ihrem Tisch, reicht die Speisekarte und bleibt geduldig. Nichts weist darauf hin, dass der Mann, der gerade die Bestellung aufnimmt, vor Kurzem noch an den Suppenküchen Schlange stand. Aber wenn er vor einem steht und mit bestätigendem Lächeln die Getränkeauswahl in seinen Notizblock schreibt, blitzt zwischen Ober- und Unterlippe manchmal eine Zahnlücke hervor, die nur erahnen lässt, was hinter ihm liegt. Tiago wuchs im Süden der portugiesischen Hauptstadt auf. Nach der Schule kellnerte er schon in jungen Jahren in den Restaurants und Bars der Stadt. Dann nahm er einen Job am Flughafen in Lissabon an, um als Vorfeldmitarbeiter das Gepäck der Reisenden zu verladen. Mehr als acht Jahre arbeitete er dort. Als Tiago 32 war, verstarben überraschend sein Vater und wenig später auch seine Mutter. Das traf ihn wie eine Kugel und warf sein Leben aus der Bahn, sagt er. In dieser Zeit ging auch seine Beziehung zu Bruch und wegen einer Rückenverletzung verlor er seinen Arbeitsplatz am Flughafen. Die Schmerzen betäubte er mit Alkohol und Drogen. Mehrere Jahre irrte er von Job zu Job, konnte aber nirgendwo Fuß fassen und wurde arbeitslos. Als er dann im Jahr 2019 seine Miete

nicht mehr bezahlen konnte, landete er auf der Straße. Mehrere Monate lebte er dort von der Hand in den Mund. Essen zu bekommen, das war für ihn die größte Herausforderung, sagt er. Besonders während der Corona-Pandemie kamen kaum Touristinnen und Touristen in die Stadt und mit den Menschen blieb auch deren Geld zu Hause.

Auf Fragen nach seiner Vergangenheit antwortet er ungern, bestenfalls schmallippig. Tiago redet lieber über die Zukunft. Die Chance, die ihm das Projekt gibt, will er nutzen und viel arbeiten. Er träumt davon, sich eines Tages ein kleines Haus zu kaufen oder auch nur eine Wohnung, das ist eigentlich egal, sagt er. Was hinter ihm liegt, möchte er vergessen und Verantwortung für das übernehmen, was jetzt ist und für die Zeit, die noch vor ihm liegt.

Diese ambitionierte Erwartungshaltung vieler hier ist für die Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter Fluch und Segen zugleich. Einerseits werden für das Ausbildungsprogramm gerade Menschen gesucht, die bereit sind, ihr Schicksal wieder in die eigenen Hände zu nehmen. Andererseits haben alle, die hier ankommen, einen Stapel eigener Probleme und Herausforderungen im Gepäck: Ankommen im Berufsalltag, einen Platz zum Schlafen finden, den Süchten Herr werden und das Erlebte verarbeiten. In der Welt der Makroökonomie spricht man von *Ceteris paribus*, wenn man eine Veränderung messen möchte, ohne die äußeren Umstände zu berücksichtigen. Im Leben der Menschen, die hier arbeiten, steht und fällt die Veränderung gerade mit den äußeren Umständen. Ein persönlicher Schicksalsschlag, ein Drogenrückfall reicht, um das fragile Gerüst ins Schwanken zu bringen. Und so bleibt die To-Do-Liste der Neuankömmlinge lang und der Weg, der vor ihnen liegt, von der ständigen Angst geprägt, den eigenen Erwartungen nicht gerecht zu werden. Beim Versuch, diesen Kraftakt zu meistern, scheitern manche.

Wenn Tiago heute Abend von der Arbeit nach Hause kommt, wird kein warmes Abendessen auf ihn warten, sondern ein kleines Zimmer, in dem man nachts die Mäuse über den Boden krabbeln hört. Er wird mit Schmerzen einschlafen, weil sich sein Rücken von den langen Nächten auf kaltem Betonboden noch immer nicht erholt hat. Ans Aufgeben will Tiago trotzdem nicht denken. Er fühlt sich wohl in seinem neuen, alten Job und genießt die Wertschätzung, die man ihm hier entgegenbringt. Es gibt ihm immer wieder ein gutes Gefühl, wenn seine Gäste ihn satt und zufrieden an die Schulter tippen und sagen: „Das war ein gutes Essen“.

Globaler Erziehungsmangel | Marc Philip Greitens

Polemik über ein schwer erträgliches Männerproblem

Bild.de, Schlagzeile am 30.08.2022: „Pia (25) wurde getötet – Nachbar gesteht Tat; Verschmähte sie seine Liebe?“. Jeden verdammten Tag finden sich im Boulevard – und nicht nur dort – Zeugnisse männlicher Untaten gegen Frauen.

Alter, Herkunft, sozialer Status, Glaubensbekenntnis spielen keine Rolle: Fernfahrer und Zahnärzte, Einheimische und Eingewanderte, Junge und Alte, Ehemänner und Ex-Freunde; Atheisten, Christen und Muslime, Erste Dates und Verflissene belästigen, begrapschen, stalken, nötigen, missbrauchen und töten Frauen. Jeden Tag, überall auf der Welt, seit immer, vor allem aber auch hier bei uns – überall in der westlichen und so genannten „zivilisierten“ Welt. Und wie selbstverständlich nehmen wir das hin. „Wir“, das sind wir Männer. „Wir“, das sind aber auch Frauen; Frauen, die es hinnehmen wie das Selbstverständlichste auf der Welt, weil wir Männer ihnen keine Wahl lassen.

Mädchen und Frauen müssen ständig aufpassen. Sie müssen aufpassen wegen uns Männern; aufpassen, wenn sie im Club oder auf dem Schützenfest auf primitive Weise angemacht und angefasst werden. Auf der Hut sein müssen sie, dass wir ihnen nicht etwas in den Drink mischen, sie mit einer fucking Nadel willenlos spritzen. Wegen uns müssen sie Acht geben, wann sie wie mit wem nach Hause gehen. Es sind Männer, die dafür sorgen, dass Frauen, die von Männern vergewaltigt worden sind, lieber nicht zur Polizei gehen, weil sie fürchten müssen, dort kein Gehör und keine Hilfe zu finden. Der Vergewaltiger lebt ungestört fort und weiß, dass er nichts zu befürchten hat. Die männliche Hälfte der Gesellschaft – vermutlich fast jeder Gesellschaft – scheint das nicht besonders aufregenswert, nicht änderenswert zu finden. Und ein kleiner, aktivistischer Teil der anderen fünfzig Prozent reibt sich jahrzehnte-, jahrhundertlang in einem „Up hill“-Fight um Rechte und Rechtewirklichkeit auf, die selbstverständlich sein sollten: Dass Vergewaltigung in der Ehe auch Vergewaltigung ist, und dass „nein“ „nein“ heißt. Dass Frauen prominent von Männern wie *Joko* und *Klaas* unterstützt werden, ist eine Ausnahme.

Ein kulturübergreifendes Phänomen

Es muss sich immer noch sehr viel ändern. Dies, obwohl öffentliche Figuren wie *Rubiales* und *Masterson*⁴ nicht mehr ungestraft davonkommen. Es ist vor allem die Denke und – vorgeschaltet - die Erziehung der Männer, die sich ändern müssen. Es scheint ein globales Erziehungsdefizit zu geben, das auch Ergebnis zweier letztlich männergemachter Ursachen sein dürfte: Die Erziehung der Männer durch Männer nach dem eigenen Vorbild. Und die Erziehung der Männer durch Frauen, die über Jahrhunderte nicht ausbrechen konnten aus dem perversen System aus beschnittener Bildung, viel zu junger Heirat und der Ehe als männlicher Festung legalisierter Übergriffigkeit. Auch die Erziehung der Männer durch Mütter, die zusätzlich gefangen waren durch religiöse, kulturelle Einhegung, der Angst vor gesellschaftlicher Ächtung und auch durch Pflichtgefühl und Mutterliebe gegenüber den eigenen Kindern. Natürlich gibt es auch in den archaischsten Verhältnissen glückliche Beziehungen. Auch Gefängnisinsassen können glücklich sein. Doch wenige Menschen, deren Freiheits- und Entwicklungsdrang von der Gesellschaft noch vor der Ich-Werdung gebrochen wird, können sich später aufrappeln, und ihre Kinder zu Besserem erziehen. Auch die Gegenreaktion ist möglich: Matriarchische Schreckensherrschaft

innerhalb von Ehe und Familie als Spiegelbild ebensolchen Patriacharts in der Außenwelt.

Tradierte Zwei-Klassen-Gesellschaft

Die globale männliche Vorherrschaft ist teilweise noch tief verwurzelt in unseren Institutionen. (Erz-)Konservative verbrämen auch solche Strukturen als „Kultur“ und „Tradition“, die eigentlich Bunker sind, um nicht bloß Auswärtige und Emporkömmlinge abzuwehren, sondern vor allem auch: Frauen. Die männliche Alleinherrschaft in fast allen großen Religionsgemeinschaften (u.a. ein Teil der evangelischen Kirchen als löbliche Ausnahme), in Schützenvereinen, Verbindungen und Ruderclubs sind organisierte Absagen an die Gleichwertigkeit der Frau; dies jedenfalls dort, wo eigene Clubs und höchste Ämter Frauen verwehrt bleiben, *weil* sie Frauen sind. Das ist auch deswegen ein Fehler, weil solche Institutionen ihr organisatorisches Überleben, ihre gesellschaftliche Breitenwirkung und damit ihre wichtige Funktion als kollektivistische Puffer zwischen individualistischer Vereinzelung und totalitärem Staatszugriff viel besser gewährleisten könnten, würden sie Mitgliedschaft und Geschlecht entkoppeln. Auch Sexismus in politischen Parteien jeglicher Couleur, Sport, Medien und sonstiger Berufswelt ist Ausweis männlicher Missachtung.

Manchmal ist die Ungleichbehandlung subtil, dennoch greifbar. Das gilt auch für den öffentlichen Umgang. Das mögen die Beispiele der deutschen Ex-Bundesministerin *Spiegel* und der finnischen Ex-Premierministerin *Sarin* verdeutlichen: Spiegel musste nach ihrem Verhalten während und nach der Flutkatastrophe im Ahrtahl und heftiger öffentlicher Kritik zurücktreten.⁶ Das war m. E. richtig und nicht gegen ihr Frausein gerichtet. Denn Führung ist einsam. Führungskräfte an der Spitze der Gesellschaft müssen faktisch Einbußen im Privatleben in Kauf nehmen – unabhängig vom Geschlecht. Der „Platz an der Sonne“ bedeutet eben Exponiertheit, Ausgesetztsein und Eingeschränktheit in der Bewegungs- und Handlungsfreiheit. Schon *Tolstoi* schrieb, die Person an der Spitze (bezogen auf Napoleon) sei die unfreieste von allen. Was bei Spiegel angemessen war, erschien mir bei Sarin überzogen. Ja, wer ein Land führt, grade in Krisenzeiten, kann nicht wie jedermann leben, urlauben, feiern wann, wo, wie und mit wem er/sie möchte. Alles hat seinen Preis. Auch darf man sich als politisch-moralische Autorität nicht beschweren, dass Neider:innen und Besserwisser*innen mit dem Finger zeigen, wenn man es doch tut. Dennoch: Die Art und Weise der Berichterstattung über die feiernde finnische Ex-Premierministerin dürfte über das hinausgegangen sein, was ein Mann in vergleichbarer Situation hätte über sich ergehen lassen müssen. Möglicherweise war die übermäßige Kritik auch ein Angriff eines Teils der Männerwelt, der es nicht ertragen konnte, von einer – noch dazu jungen – Frau beherrscht zu werden.

Blinde Flecken auch in der juristischen Ausbildung und Praxis

Die letzten Jahrzehnte hat der Kampf der Frauen viele Früchte getragen. Doch auch in Recht und Bildung bleibt viel zu tun. *Pars pro toto*: Warum spielt weibliche Biologie eine so geringe Rolle in der allgemeinen Erziehung? Ich kann mich jedenfalls nicht erinnern, im Schulunterricht viel über die weibliche Anatomie, Schwangerschaft und Menstruation gelernt zu haben. Und mit Blick auf uns Juratreibende: Wie kann es sein, dass Sexualstraftaten in der juristischen Ausbildung nicht behandelt werden? Wer soll da geschützt werden und warum?

Wieso ist „Eifersucht“ ein „menschlich nachvollziehbares Motiv“, sodass eine Tötung aus Eifersucht kein Mord im Sinne von § 211 StGB sein muss, sondern nur Totschlag

im Sinne von § 212 StGB ist – mit deutlich unterschiedlicher Strafandrohung. Ich meine, ein viel niederes Motiv als Eifersucht kann es nicht geben. Denn Eifersucht ist Habgier, die den Anderen zum Objekt herabwürdigt, das man sogar vernichten darf, wenn man es schon nicht haben kann. Sollte nicht ein Mensch, welcher einem anderen Menschen aus emotionaler oder sexueller Gier das Leben nimmt, genauso geächtet und bestraft werden, wie jemand, der aus materieller Gier tötet?

Jede Form von Missbrauch ist Menschenverachtung durch Tat. Sie ist Ausfluss zügelloser Charakterschwäche und Morallosigkeit des Denkens und Fühlens. Sie leugnet die menschliche Würde des Missbrauchten und rührt damit an der Wurzel jeden aufgeklärten menschlichen Zusammenlebens. So wenig wie Priester und Turnlehrer, die sich an Kindern vergehen, von Strafrecht, Gesellschaft und der Organisation, die sie alimentiert, Nachsicht erwarten dürfen, darf ein Mann, der beim Sex den entgegenstehenden Willen der Partnerin (oder des Partners) missachtet, straflos bleiben. Noch weniger darf er sich damit brüsten, gar stolz darauf sein. Jeder Mann, der bei solchen Worten denkt: „Aber wo kämen wir denn dahin?“ beweist nur, was zu beweisen war. Die berechnete Diskussion über strafprozessuale Beweisschwierigkeiten lenkt ab vom nicht diskutablen Unwert der Tat an sich. Ein „Nein“ und ein „Ich-will-nicht“ sind Türen, die niemand durchschreiten darf, der erwartet, von moralischer Verdammung und/oder Gesetz unbehelligt zu bleiben.

Falsche Schwerpunktsetzung im „Gender-Diskurs“

Auch der Diskurs über Diskriminierung durch Sprache ist wichtig. Allerdings ist offen, wie eine optimale Lösung aussehen könnte. Jedenfalls im Deutschen. Wie es ausgeht, sollte demokratisch entschieden werden, nicht durch angemessene Erziehung weniger Selbstberufener. Aber entschieden werden muss. Denn Sprache lebt von Regelmäßigkeit und Praktikabilität genauso wie sie von Offenheit für Veränderung lebt. Chaos (s. die Genderansätze in diesem Text) und Unbrauchbarkeit führen hingegen zurück in Zeiten von Willkür und Bildungslosigkeit. Das kann nicht das Ziel sein. Und: So wichtig der Diskurs über diskriminierende Sprache ist. Andere Defizite in der Gleichstellung von Mann und Frau sind wichtiger, dringlicher, unerträglicher und sollten vorrangig adressiert werden. Wo der Sprachdiskurs dem Erfolg in den anderen Bereichen im Weg steht, sollte er nachrangig priorisiert werden.

Wer schnell mehr Gerechtigkeit möchte, muss Prioritäten setzen. Das gilt auch für die Geschlechterdebatte. Die Existenz zahlreicher sozialer Geschlechter und Geschlechtsidentitäten („gender“) scheint wissenschaftlich genauso erwiesen wie die Existenz zweier *reproduktionsrelevanter* biologischer Geschlechter („sex“) – auch wenn der evolutionäre Zufall Varianten produziert und unterschiedliche definitorische Anknüpfungspunkte auch zu mehr als zwei biologischen Geschlechtern führen können. Art. 3 und 2 Abs. 1, 1 Abs. 1 S. 1 GG mandatieren jedenfalls den Respekt vor, die Gleichbehandlung und ein Mindestmaß an staatlichem Schutz für alle Identitäten. Und dennoch: Die Verschiebung des Gerechtigkeits- und Gleichbehandlungsdiskurses, weg von der immer noch völlig unzureichenden Gleichstellung von Mann und Frau im tradierten Sinne hin zu den Befindlichkeiten einer häufig gesellschaftlich ohnehin gut gestellten, weil wohlhabenden, gebildeten, westlichen „genderfluiden“ Minderheit ist nicht gerechtfertigt. Sie darf nicht den Blick auf das Wesentliche versperren.

Der Kampf der Frau ist Jahrtausende alt. Und immer noch hat sich das Denken, Fühlen, Handeln der globalen Männlichkeit nicht in ausreichendem Maße geändert. Jedes Jahr werden Tausende Frauen wegen ihres augenscheinlichen biologischen Geschlechts von Männern getötet, Zehntausende vergewaltigt und Millionen versklavt.

Angesichts dessen erhält der Kulturkampf in den Wohlfühloasen des Westens zu viel Aufmerksamkeit. Dieser Kulturkampf wirft auch Sand ins Getriebe der viel wichtigeren, weil viel mehr Menschen umfassenden und viel längeren und grundlegenden Kämpfe für die Gleichbehandlung und Gerechtigkeit von und für Frauen (aber auch von und für Kapitalismusverlier:innen und jene von Diktatur, Theokratie, Imperialismus, Rassismus, Bürgerkrieg, Chancenungleichheit, Perspektivlosigkeit und Armut gebeutelten Millionen Menschen überall auf dieser Welt).

Der große *Dave Chappelle* lenkt in diesem Kontext den Blick auf eine absurde Story aus der US-amerikanischen Medienwelt. Sie steht exemplarisch für die immer noch verschobene Wertigkeit und Wirklichkeit der Geschlechter: 2015 gewann ausgerechnet mit *Caitlyn Jenner* ein ex-männlicher B-Promi gleich im ersten Jahr seiner/ihrer Geschlechtsumwandlung zur Frau die Auszeichnung als „Woman of the Year“. Da wird jemand „Frau des Jahres“ im ersten Jahr ihres Frauseins, obgleich sie „[n]ever even had a period“. Und es geht weiter: 2022 schwängert eine Transgender-„Frau“ weibliche Gefängnisinsassen. Ein bisexueller Mann attackiert *Dave Chappelle* auf der Bühne, weil er sich durch dessen auch vor der LGBTQ-Community nicht haltmachenden Witze „getriggert“ fühlt.

Überspitzt könnte man argumentieren: Gewalt und sexuelle Übergriffe gehen selbst dann von Männern aus, wenn sie sich als Teil einer sexuellen Minderheit identifizieren. Auch trans-, bi- und homosexuelle Männer bleiben Teil der globalen übergriffigen Hälfte der Menschheit. Dieser Teil der Menschheit muss sich endlich ändern. Dies gilt unabhängig davon, hinter welcher Selbstzuschreibung er sich versteckt.

Naturvorstellungen in *Star Wars: The Mandalorian* | Jan Stey

[Kleiner Spoiler-Alarm: Es werden einige Details der Handlung in S02E01 und S02E02 preisgegeben.]

Es ist wenig überraschend, dass in aktuellen Filmproduktionen mitunter ‚gestrige‘ Ideen transportiert werden. Etwas eigenartiger mag das im Fall der Serie *Star Wars: The Mandalorian* anmuten, die als Science-Fiction in der Zukunft spielt und deshalb – so könnte man denken – auch zukunftsweisende Ansätze vermittelt. Ideengeschichtlich lässt sich das Naturbild, das in der seit 2019 erscheinenden Serie verhandelt wird, aber auf ein klassisches Filmgenre der frühesten Filmgeschichte zurückführen.

Schaut man sich die zweite Folge der zweiten Staffel („The Passenger“) an, dann fällt ein Motiv deutlich ins Auge: Die Natur als Feind. Unzählige und teils riesige spinnenartige Wesen greifen die Hauptfiguren an und wollen sie fressen. Die einzig adäquate und, zugegeben, naheliegende Reaktion ist, sie alle mit Laserwaffen abzuknallen.

Die Serie greift einige aktuelle Diskurse auf und verwebt sie in ihre Welt: Der alleinerziehende Vater, die Rolle indigener Kulturen, starke weibliche Figuren und noch einige mehr. Es stellt sich daher die Frage, wieso sie ein so feindseliges Naturbild entwirft, das deutlich aus der Zeit gefallen ist: Mikroplastik hat die entlegensten Gebiete der Erde erreicht, Regenwälder fallen im Rekordtempo, Lebensräume werden kleiner und kleiner, Bevölkerungsdruck, steigender Wohlstand (im alten, von natürlichen Ressourcen entkoppelten Gewand) und die meisten anderen Themen unserer Zeit zeigen eine Natur in Bedrängnis durch den *Homo Deus* – aber die Serie zeigt die ‚Tiere‘ als die fiesen, gefräßigen Geschöpfe, die den Helden ans Leder wollen. Ernsthaft? Wo ist da das Gespür für die Schicksalsgemeinschaft mit der ‚Natur‘, für die Zerbrechlichkeit der gemeinsamen Lebensgrundlagen aller Lebewesen, die als das Kernthema unserer Zeit schlechthin gelten kann?

Die natürliche Umgebung wird in der Serie als feindlich dargestellt. Die Spinnenwesen sind als Killer angelegt, so dass deren Tötung als logischer Schritt, als legitime und notwendige Selbstverteidigung erscheint. Der Großteil der ersten Episode („The Marshal“) handelt davon, einen gigantischen ‚Kraytdrachen‘ in einer Wüste zu vernichten. Das Narrativ ist, dass dieser riesige, unterirdisch lebende Wurm mit vielen, großen Zähnen „die Gegend schon terrorisierte, lange bevor Mos Pelgo [eine Siedlung] gegründet wurde“. Man hätte indessen auch die sicherlich bedeutende ökologische Funktion des Kraytdrachen behandeln können: Wenn ein so riesiger Beutegreifer schon seit Jahrhunderten einen Lebensraum dominiert, hat er sicherlich einen enormen Einfluss auf das ihn umgebende Habitat. Welche Veränderungen werden sich nach seiner Tötung einstellen? Gibt es dann wieder mehr Sarlaccs (andere große, fiese und gefährliche Wesen), die der Kraytdrachen sonst gefressen hätte? Das wird nicht thematisiert. Es ist nun auch nicht Attenboroughs *Wildlife on One*, sondern ein *Star Wars*-Franchise.

Warum aber wird die Feindschaft mit der Natur betont? Auf der Suche nach einer Antwort wird man nach einigen *Jedipedia*- und *wikipedia*-Artikeln fündig. *Star Wars: The Mandalorian* gehört dem Subgenre des „Space Western“ an: Hauptfigur ist der „lone gunslinger“, der sich durch die lebensfeindliche und mordlustige Welt schlägt,

sich allein auf die eigenen Fähigkeiten und einige wenige treue Freunde verlassend. Plötzlich ist es ein rundes Bild: Die Welt ohne Regeln, die daraus folgende Freiheit für die Starken, die Unterdrückung der Schwachen, der notwendige Umgang mit der Waffe und eben auch: Die Natur, die mich fressen will.

Obwohl die Dialoge in den besprochenen Episoden offenlegen, dass die ‚gefährlichen‘ Geschöpfe schon vor den Zivilisationen heimisch waren, ‚der Mensch‘ (die Serie ist trotz der Vielfalt der vertretenen intergalaktischen Spezies unbestreitbar anthropozentrisch) also als Eindringling agiert, gibt es keinen Gedanken an die ökologischen Folgen seines Handelns. Diese Ignoranz steht ganz im Einklang mit der Western-Tradition und ihren toten Bisons und Bärenkrallen-Ketten.

Welche Lehre zieht man daraus? Sicherlich nicht die, allein deshalb die Serie nicht mehr anzuschauen. Viel wertvoller scheint die Erkenntnis darüber, wie sich anachronistische Motive im Fahrwasser neuester High-Budget-Produktionen finden lassen. Die ideengeschichtliche Betrachtung aktueller Filme und Serien unter dem spezifisch ökologischen Blickwinkel dürfte noch etliche solcher Phänomene zutage fördern.

Nur noch eine Frage der Zeit | Carl Coste

Geld hat man zu haben. Das gilt nicht nur im Schuldrecht, sondern ist derzeit noch das Ausbildungsleitbild im Rechtsreferendariat. Für unseren Rechtsstaat ist das ein Armutszeugnis.

Derzeit erhalten die angehenden Hamburger Volljuristen eine sogenannte Unterhaltsbeihilfe in Höhe von 1.243,07 Euro – Brutto versteht sich. Was nach Abzug von Steuern und Sozialabgaben übrigbleibt, liegt irgendwo zwischen Existenzminimum und Armutsgefährdungsschwelle.

Ein Überleben ist nur mit Nebeneinkünften möglich. Erst recht in unserer Stadt. Im Ländervergleich trägt Hamburg die unrühmliche rote Laterne. Ohne Zweitjob stünde ich am Monatsdritten kurz vor der Privatinsolvenz. Aus eigener Kraft den Bildungsaufstieg zu schaffen? Kaum möglich. Wer gegen die Armut arbeitet, wird unter der Last einer Aufstiegsabgabe, der sogenannten Zuverdienstgrenze, erdrückt. Für jeden Euro, der den Betrag von 587,63 Euro übersteigt, werden 50 Cent der Beihilfe gekürzt. Viel übrig bleibt da nicht. Wer in einer Kanzlei aufstockt und rund 800 Euro verdient, steht am Ende des Monats insgesamt mit knapp 1.350 Euro netto dar. Den Stundenlohn will man besser nicht ausrechnen. Zu ernüchternd ist das Ergebnis. Schon ohne Kürzung liegt er mit knapp 7 Euro deutlich unterhalb des Mindestlohns. Das ist zu wenig. Das bestreitet niemand. Die Lage ist allen Verantwortlichen bewusst. Doch warum ändert sich seit Jahren nichts? Wieso zahlt die Stadt Löhne, für die sich selbst Jeff Bezos schämen würde?

Drei Argumente werden uns entgegengehalten.

Erstens: Die Leute kommen trotzdem – Hamburg habe eine lange Warteliste. Doch damit wird die Unterhaltsbeihilfe zum Sozialfilter. Den Vorbereitungsdienst in unserer Hansestadt anzutreten, hängt immer stärker vom Geldbeutel ab. Wirklich leisten können sich das nur jene, die – zu Lasten der eigenen Ausbildung – nebenher massig Geld verdienen und aufgrund der Anrechnungsregelung auf große Teile der Unterhaltsbeihilfe verzichten oder die, die etwa durch das Elternhaus unterstützt werden. Die vermeintliche Leistungsliste schließt so viele kluge Köpfe aus. Doch auch abseits dieser Sozialkritik sieht die Warteliste nicht rosig aus. Die Zahlen sind stark rückläufig. Früher standen noch zwischen 450 und 600 junge Menschen auf der Warteliste und warteten darauf ihren Vorbereitungsdienst am Hanseatischen Oberlandesgericht anzutreten. Heute umfasst besagte Liste – trotz Platzkürzung – nur 378 Einträge.

Zweitens: Lehrjahre sind keine Herrenjahre. Doch eine klassische Ausbildung ist der Vorbereitungsdienst nicht. Das Erste Staatsexamen entspricht im europäischen Qualifikationsrahmen der Stufe 7 von 8. Auszubildende befinden sich zu Beginn ansonsten auf der Stufe 2 oder 3. Im Referendariat warten viele zusätzliche Kosten. Wo sonst wird verlangt, den eigenen Laptop mitzubringen? Wo sonst setzen sich Auszubildende so viele Wochenenden in teure Kurse, die sie selbst zahlen? Der Hungerlohn reicht dafür nicht mehr aus. Er reicht oftmals noch nicht einmal für die Warmmiete. Doch wer Robe trägt, darf verlangen, nicht auf Wohngeld angewiesen zu sein. Das hat nichts mit überzogenen Gehaltsvorstellungen zu tun, sondern ist sozialstaatliches Minimum.

Drittens: In Hamburg gibt es gute Hinzuverdienstmöglichkeiten. Diese befreien den Staat aber nicht von einer fairen Vergütung. Zugleich verhält sich die Stadt in dieser Hinsicht widersprüchlich. Mit der Zuverdienstgrenze soll gerade verhindert werden, dass wir uns nach einem Nebenjob umsehen. Zweck der Grenze ist, dass wir uns stärker auf die Ausbildung konzentrieren. Das ist zweifelhaft. Gerade die rabiate Anrechnung führt doch erst dazu, dass es notwendig ist, noch mehr und nebenbei zu arbeiten.

Sofern es nicht zeitnah zu einer grundlegenden Reform kommt, ist die Chancengleichheit in der juristischen Ausbildung eine Phrase, hinter der sich extreme Ungleichheit tarnt.

Die schlechte Bezahlung kann sich die Justiz nicht leisten. Die Bewerberlage wird auch in Hamburg immer schlechter. Mit dem Spardiktat verschenkt die Stadt einen wertvollen Schatz: Ihr Ausbildungsprivileg. Während in der Anwaltsstation die Kanzleien mit immer verlockenderen Angeboten versuchen die Leute auch nach dem Examen an sich zu binden, vergibt der Staat mit der juristischen Ausbildung im Sparmodus die Chance, hervorragende Juristinnen und Juristen an die Hansestadt zu binden. Die Unterhaltsbeihilfe ist eine zwei Jahre andauernde Dauerantiwerbesendung gegen den Staatsdienst. Der Imageschaden, den diese Regelung verursacht, übersteigt bei weitem die Kosten einer fairen Vergütung.

Die Ungerechtigkeit wurde auch lange ertragen. Es sind nur zwei Jahre. Die seien schnell vorbei. Einen Zustand, der sich vermeintlich nicht ändern lasse. Doch zunehmend stieg der Unmut. Die Energie- und Lebenskostenexplosion brachte schließlich das Fass zum Überlaufen. Im Dezember kanalisierte sich die Unzufriedenheit auf die Straße. Lautstark protestierten wir für eine faire statt prekäre Unterhaltsbeihilfe. Mit über 250 Juristen zogen wir vom OLG vor die Justizbehörde. Die Versammlung vom 08. Dezember zählt damit zu den größten Protesten von Juristinnen und Juristen der Bundesrepublik. Der Unmut, der sich an dem Abend vor dem Justizforum entlud, war so enorm, dass selbst die blinde Justitia die Ungerechtigkeit nicht länger übersehen konnte.

Der Protest vor der Justizbehörde erzeugte ein Momentum, das half die Stimmung zu drehen. Die anschließenden Gespräche nährten Hoffnungen. Fast so, als ob sich nicht mehr die Frage stellt ob, sondern nur noch wann die prekäre Bezahlung der Vergangenheit angehört. Der Kampf für eine faire Bezahlung ist aber erst mit Verabschiedung der Reform beendet. Der Weg bis dahin kann noch steinig werden. Ob ich selbst noch profitiere? Unklar.

Carl Coste ist Vorsitzender des Personalrats der Rechtsreferendar:innen am Hanseatischen Oberlandesgericht

Yesterday | Jan Stey

„... all my trouble seemed so far away...“. Er steht an den Kühlschrank gelehnt und nippt an seinem Kaffee. Draußen regnet es. Das Radio auf dem Kühlschrank bringt alte Hits. Scheißwetter. Er geht zu dem kleinen Tisch am Fenster. Statt sich zu setzen, starrt er in die Regenschleier. Gedanken formen sich und zerplatzen. Ein miserabler Tag, um zu arbeiten. Ein miserabler Tag für alles. Es ist alles grau, nichts stimmt mehr.

Alle inneren Aufmunterungsversuche sind vergeblich. Er verliert sich in seiner Miserabilität. Wenn sie hier wäre... Wenn alle hier wären...

Ein Tag, an dem das Wetter alle Energien des Körpers und des Willens lahmlegt, an dem selbst die einfachsten Aufgaben sinnlos scheinen, an dem man stiert und versinkt, tagträumt und nichts mehr mit sich anzufangen weiß, als die grundlegendsten Tätigkeiten auszuführen: aufstehen, anziehen – zumindest halbwegs, Kaffee kochen. Nachher, vielleicht, etwas zu Essen machen. Vielleicht auch nur essen, was noch da ist: Kekse, Chips, Erdnüsse, Nudelreste aus dem Topf auf dem Herd in der Ecke.

„Vernünftig wäre, sich jetzt zusammenzureißen“, denkt er und setzt sich auf den Stuhl, der an dem kleinen Tisch am Fenster steht. Nichts geschieht. Er klappt den Laptop auf und öffnet ein Programm. Immer noch nichts. Er starrt den Computer an, dann den Regen und dann pflichtbewusst wieder den Bildschirm. Er will ihn schließen, hält aber auf halben Weg inne und klappt ihn wieder auf. Er könnte Musik anmachen. Auf dem Weg zum Icon stoppt der Cursor: Es läuft ja bereits Musik. „Now I need a place to hide away...“.

Was soll's, dann legt er sich eben wieder ins Bett und hört dem Radio zu. Alte Hits zu hören, passt ohnehin am besten zu seiner reminiszenten Stimmung und wenn er die Lieder nicht selbst auswählen kann, wird ihn auch nicht jeder Song schon nach ein paar Sekunden nerven.

Er lässt sich auf das Bett sinken, schiebt aber das Kissen hinter den Rücken – schlafen will er nicht. Das Radio hat er lauter gedreht, trotzdem hört es sich entfernt an. Die tausend ungelesenen Bücher um ihn herum frustrieren ihn. Er könnte so viel machen in diesem Moment, nachdem er sich ohnehin entschieden hat, nicht zu arbeiten. Endlich einmal das, was er die ganze Zeit im Hinterkopf hat. Ein verlorener Tag.

Verrückt, dass der Arbeitstitel von „Yesterday“ eigentlich „Scrambled Eggs“ hieß. Der Gedanke amüsiert ihn, als er sich den Refrain vorstellt. Dann bekommt er Hunger. Er steht auf, geht in die Küche – das Radio ist mittlerweile schon weit in die Achtziger vorgerückt – und findet, was er sucht. Ein bisschen Olivenöl, ein paar gewürfelte Stücke Wurst und drei Eier. Gutes Frühstück, auch wenn es schon fast Mittag ist.

Nach dem Essen beschließt er, nach draußen zu gehen. Mittlerweile nieselt es nur noch leicht. Ladenfenster, eine portugiesische Bäckerei, Backsteinhäuser. Er geht, aber besser wird seine Stimmung nicht. Nur die frische Luft tröstet ihn ein wenig. Abseits von Straßen und Autos biegt er in den kleinen Weg durch die Kleingartenanlage ein. Im Sommer kam er hier ein paar Mal beim Joggen durch. Verdammt lange her, der Sommer.

Zurück zu Hause gießt er sich noch eine Tasse kalte French Press Brühe ein. Mit genügend Milch schmeckt es wie Frappé. Den hatte sie immer an heißen Tagen getrunken. Der Song klingt in seinem Inneren nach: „Oh I believe in yesterday...“. Er schaltet das Radio ein – irgendeine Besprechung von irgendeinem Thema. Er schaltet aus, geht zum Computer, macht eine Playlist an und schaut wieder aus dem Fenster. Regenschleier. Was bleibt, ist der Geruch von Kaffee und die Erinnerung.

Vintage – Warum wir alte Sachen wollen | Henrik Volkmann

Auf den ersten Seiten von Christian Krachts Roman *Faserland* diskutiert der namenlose Ich-Erzähler mit Freundin Karin über die vorzugswürdigere Farbe einer *Barbour*-Jacke. Sie findet blau besser, „weil die blauen schöner aussehen, wenn sie abgewetzt sind“. Er findet: „Abgewetzte Barbour-Jacken, das führt zu nichts.“

Aber was ist davon zu halten? Führt das wirklich zu nichts? Was ist der Reiz an alten Dingen und gebrauchter Kleidung und warum erleben sie gerade heute einen neuen Boom?

Ich gehe auf Spurensuche: Bei meinen Eltern zuhause finde ich Bilder meines Vaters, die von einer Segelreise stammen als er ungefähr in meinem Alter war. Auf dem Segelboot trägt er einen mittelblauen Sweater aus Baumwolle mit einem violett aufgedruckten Smiley-Luftballon auf der linken Brust. Die Augen des Smileys sind durchgekreuzt, wie bei toten Comicfiguren. Er lächelt leicht unrasiert in die Kamera. Verwegen und cool. Vor der Sonne schützt ihn eine Sonnenbrille mit runden verspiegelten Gläsern, wie sie nur Designer in den 90ern ersinnen konnten. Auf dem Kopf eine knautschige rote Kappe. „Kieler Woche 1991“ steht darauf. Ein anderes Bild. Papa lehnt lässig mit einem Kumpel an der Seite des Segelboots. Die Kappe sitzt jetzt schräg auf dem Kopf. Die verspiegelte Sonnenbrille ist einer *RayBan Wayfarer* gewichen. Obenrum: Pinker Fleecepullover mit blauen Details, aufgestelltem Kragen und Knopfleiste mit Druckknöpfen bis zum Brustbein. Untenrum: Blau-gelbe Badehose. An den Füßen trägt er navy-blaue Cotton Canvas Deck Shoes. Lässig. Ein Vintage-Outfit, um das ihn jeder Jugendliche beneiden würde.

Früher war alles besser

Was ist Vintage überhaupt? Der Begriff stammt eigentlich aus der Weinherstellung, wo er einen besonders guten Jahrgang und damit einen besonders erlesenen Wein beschreibt. Eine besondere Erlesenheit konnte ich Papas Outfit jedenfalls nicht abgewinnen. Aber manche Dinge sind sicherlich an alter Kleidung besser. Abgesehen von Schnitten und Designs, die der Mode unterliegen, ist es vielleicht die Qualität der Kleidung, die einen Vergleich mit einer Flasche Wein möglich macht? In der Tat ist die alte *Levi's* Jeans robuster und fester im Stoff. Auch das *Lacoste* Polohemd aus den 80ern fühlt sich wertiger an. Aber kann das allein ausreichen? Kaufen wir alte Klamotten, weil sie nach all den Jahren in Schränken trotzdem noch hochwertiger sind als moderne Exemplare?

Wohl kaum. Es sind nicht materielle Gründe, die unsere Faszination für Vintage-Mode ausmachen. Längst sind es nicht nur alte Menschen, die finden, dass früher alles besser war. 18-jährige hören wieder *Genesis*, *Depeche Mode* und andere Musik aus den 80ern - am besten sogar auf alten Vinyl-Platten. Aktuelle Serien wie *Stranger Things* und *Dark*, die in dieser Zeit spielen, prägen unser Bild jener Zeit, in der unsere Eltern groß geworden sind. War nicht damals vieles besser als es keine Smartphones gab, keine *Airpods* und kein *Instagram*? Würden wir nicht alle gerne einen Sommer in Norditalien gemeinsam mit *Elio* und *Oliver* aus *Call me by your name* verbringen und mit dem klapprigen Rad zu abendlichen Dorfpartys fahren, am Limoncello nippen und womöglich eine kleine Sommer-Affäre beginnen?

Auch wenn diese Zeit vergangen ist, können wir sie zumindest teilweise zurückholen durch die Musik und auch die Mode. Wer Zweifel hat, ob wirklich ein Interesse daran besteht, dem sei geraten sich die Kollektionen großer Modehäuser anzusehen. Inzwischen legen Marken wie Adidas und Nike neue Kollektionen auf, für deren Genese die Entwicklungsabteilungen eigentlich nur einen Blick in die Archive werfen

mussten. Die *adidas Gazelle* wird exhumiert, wiederbelebt und läuft grazil an den Füßen von *TikTok*-influencten Jugendlichen durch die Europapassage. Wüsste ich es nicht besser, würde ich wetten, dass Papas pinker Fleecepulli aus dem Fotoalbum von *Patagonia* ist.

Den größten Reiz haben aber Echt-Vintage-Produkte, die nicht nur alt aussehen, sondern es auch wirklich sind. Ihren modernen Halbgeschwistern haben Echt-Vintage-Teile jedenfalls voraus, dass sie vielleicht sogar dabei waren, damals im Sommer als der Limoncello getrunken wurde und *Depeche Mode* aus den Boxen drang. Und nicht nur für die fast schon aus dem Bewusstsein verschwundene gute alte *Barbour*-Jacke gilt: Gebrauchsspuren zeugen von der Vita des Vorbesitzers – jeder Fleck, jeder Riss erzählt eine Begebenheit. Vintage-Teile erzählen Geschichten, die uns wahrscheinlich für immer unbekannt bleiben werden. Aber allein die Ahnung, dass da etwas sein könnte, dass es eine Vorgeschichte gibt, übt einen gewissen Reiz aus.

Die Vintage-Industrie

Was aber tun, wenn die eigenen Eltern ihren Kindern keine Überbleibsel ihrer jugendlichen Lässigkeit anzubieten haben? Abhilfe schaffen Vintage-Läden, wie es sie eigentlich schon lange gibt. Früher pflegten sie ein Außenseiterdasein. Eher in kleinen Gassen und Nebenstraßen zu finden, luden sie zum Stöbern ein, standen eher für Subkultur als für Mainstream. Doch spätestens seit *Macklemore* diese Läden in seinem internationalen Hit *Thrift Shop* aus dem Jahr 2012 besang, rückten Vintage-Läden in den Fokus der Trendbewussten. Im Musikvideo noch eher Ausrüster für exzentrische Pfennigfuchser auf der Suche nach dem individuellsten Kostüm für eine Party, wandelten sich Vintage-Läden wenig später zu vorzeigbaren Geschäften – auch in Innenstädten.

Inzwischen ist Vintage genauso kommerziell wie Neuware. Vintage-Shops sind nicht mehr versteckt in Seitenstraßen, sondern können sich Prime-Lagen in der Innenstadt leisten. Erst kürzlich eröffnete am Jungfernstieg ein Vintage-Laden. Teils werden Preise abgerufen, die mit Neuware konkurrieren. Macklemore wäre mit seinen 20 Dollar hier nicht weit gekommen. Die Zeit, in denen Schnäppchen zu machen sind, ist genauso vergangen wie die Zeiten, aus denen die Sachen stammen.

Der Vintage-Trend setzt sich auch im Internet fort. Der erfolgreiche Online-Marktplatz für Second-Hand-Kleidung *Kleiderkreisel* gab seinen zugegebenermaßen stark angestaubt klingenden Namen zugunsten von *Vinted* auf. Der neue Name ist Programm und passt zum Trend. In Deutschland hat *Vinted* zwischen neun und elf Millionen registrierte Mitglieder, weltweit sind es über 65 Millionen. Gott ist tot, aber der Konsum lebt.

Mit besonders wenig Schuldgefühl lässt sich die neue Ersatzreligion ausleben, wenn man Vintage kauft. Denn was schon hergestellt ist, verursacht kein CO₂ und verschmutzt keine Flüsse in Bangladesch. Vintage zu kaufen ist fast schon ein Akt des modernen Altruismus, denn der Vintage-Shopper rettet wertvolle Ressourcen vor der rücksichtslosen Verschwendung. Dieses Robin-Hood-Gefühl kann man sonst nirgends kaufen.

Alle sehen gleich aus

Neben der Qualität, dem Flair der Vergangenheit und dem Gefühl, etwas Gutes getan zu haben, ist es auch die Mode selbst, die Vintage populär macht. Aktuell ist Mode bei jungen Menschen besonders paradox: Nie zuvor hat unsere Gesellschaft mehr Individualismus zugelassen und doch sehen junge Menschen gleicher aus denn je:

Alle tragen sie schwarze *North-Face*-Puffer-Jackets, weite Jeans und *Nike Air Force Ones* - geschlechtsunabhängig übrigens. Erst letztens begegnete ich auf dem Kudamm in Berlin einer derart uniformierten Adoleszenten-Armee. In Hamburg wird für den sonntäglichen Winterspaziergang um die Alster wahlweise statt der Puffer-Jacket eine lange Daunenbettdecke um den Leib geschlungen und die *Air Force One* weichen bequemen *Copenhagen*-Boots. Wie ein Cupcake wird das Haupt gekrönt von einer neonfarbenen Riesenhütze. Hier besteht noch Wahlfreiheit - begrenzt durch die Textmarker-Spektralfarben.

Individualismus ja, aber bloß nicht auffallen. So lautet scheinbar das Credo. Vintage Pieces erlauben dabei den wohlkalkulierten Ausbruch aus der Norm - das Vintage-Top sieht zwar aus wie von *Zara*, aber das ist gut so. 50 Euro für ein altes Stück Stoff? Gekauft! Denn wird man nach dem *Fit Check* in der Insta Story nach der *ID* des darin getragenen Teils gefragt, möchte man bemitleidend antworten können: „Sorry, das Teil ist Vintage“. Nachkauf ausgeschlossen. Vintage ist der letzte Ausweg einer von TikTok-Trends und Influencern weichgespülten Generation, die Angst vor zu viel Individualismus hat.

Wohin führt uns also diese Obsession mit dem Gebrauchten? Man könnte sagen, der Vintage-Trend passt in die Zeit. Gebrauchte Dinge weiter zu nutzen ist nicht nur umweltbewusst und ressourcenschonend, sondern gibt unserer konsumverlorenen Welt ein Stück Charakter zurück, nach dem wir uns offenbar sehnen. Vintage ist ein Lebensgefühl, eine Einstellung, mit der sich Geld verdienen lässt. Neben Kleidung wandern inzwischen auch Schallplatten und analoge Kameras für obszöne Preise über die Ladentheke. Aber das ist okay. In der markenfetischisierten Modewelt ist Vintage die Über-Marke, der Joker quasi. Zurück in die Zukunft! So schlecht kann es ja nicht werden.

Ach, die guten alten Zeiten! | Ella Radnoczy

Mit gerade mal 22 Jahren entflohm mir das erste Mal der Ausruf: „Ach, die guten alten Zeiten!“.

An diesem Wochentag war ich zu Besuch bei meinen Eltern und verirrte mich beim Schlendern durch die Stadt in die Gegend meiner alten Grundschule. Ehe ich mich's versah, stand ich vor dem kleinen Süßwarenladen, den ich als Kind, auf dem Heimweg, dem Weg zum Ballett oder der Musikschule so oft aufsuchte. Das Bild war klar vor meinen Augen: Eine riesige Theke voller gestapelter durchsichtiger Kisten mit bunten Bonbons und Gummibärchen, ein Raum der Träume voller Zuckerduft. Hinter dem Tresen stand die alte Dame am Taschenrechner und zählte meine Münzen genau ab, sie wusste immer blitzschnell, wie viel ich noch für Süßes übrig hatte. Manchmal schien mir, als zauberte sie.

Im Bann dieser Erinnerung trat ich ein und für eine Sekunde fand ich mich im Traum meiner Kindheit wieder. Statt einigen Münzen hatte ich einen Schein in meiner Tasche: Zehn Euro. Ich konnte alles kaufen, was ich wollte! Selbstvergessen begann ich, bunte Bonbons, rote Kirschen und grüne Frösche zu bestellen.

Und dann fiel mir auf: Die Dame war nicht alt, eine Frau Ende fünfzig vielleicht; ihr schnelles Tippen auf der Maschine einfache Addition. Die Theke war kleiner als in meiner Erinnerung, im Eck lagen leere Kartons, hinten war ein Riss in der Wand und der Zuckerduft, von dem ich damals nie genug bekam, war nur der muffige Geruch eines fensterlosen Raumes.

Ich bezahlte und ging Richtung Flussufer, zwiegespalten. Halb hüpfte in meinem Herzen das zufriedene Kind mit einer Tüte voller Süßigkeiten; halb schimpfte die entgeisterte Erwachsene über die kindliche Irrationalität, den Preis und die Nährwerte meines Einkaufs.

An einer Bank setzte ich mich und zwang mich, mein erwachsenes Grübeln über Kalorien und Finanzen zu verdrängen. Das Kind in mir war doch überglücklich!

Ach, die guten alten Zeiten, als eine Tüte mit Schlümpfen, bunten Bärchen und *Center Shocks* genug waren, im Zuckerrausch der Unbeschwertheit endlos zufrieden zu sein. Als eine Hand voll saure Schlangen mich wunschlos glücklich machten...

Und wieder musste ich mich unterbrechen. Damals gab es auch Sorgen: Schreibe ich gute Noten? Wohnt ein Monster unter meinem Bett? Im Schrank vielleicht? Habe ich den Elternzettel für den Wandertag sicher unterschrieben mitgebracht?

Meine Sehnsucht nach der Vergangenheit war keine nach dem einfacheren Leben. Ich sehnte mich nach einem Zeitkapselmoment meines Herzens. Nach einem Glück, das sich aus dem Hier und Jetzt von damals ergab und nicht repliziert werden konnte. Das Glück waren nie die Süßigkeiten gewesen!

Seitdem bin ich nicht mehr im Laden gewesen, um die Zeitkapsel voller Kindheitsglück vor Verzerrungen zu schützen. Erfüllt mit neuer Überzeugung, im Hier und Jetzt die „guten alten Zeiten“ von morgen zu leben und mit vielen kleinen Zeitkapseln im Herzen, die das Glück immer bei mir behalten werden.

Nichts ist ja auch nicht nichts! | Philipp Braun

Diese Ausgabe der PuG soll unter dem Leitmotiv „Gestern“ alles das verarbeiten, was ob der Vergangenheit (ob in beiden – laut Duden veraltenden – Bedeutungen) so läuft, wie es läuft. Mit einiger Wahrscheinlichkeit läuft es dabei mehr oder minder schlecht. Angesichts der Tatsache, dass es nur mäßig eloquente Studierende dazu motiviert, sich in Gesinnungsartikeln darüber auszulassen, scheint das jedenfalls keine allzu gewagte Hypothese zu sein.

Wenn es um „Gestern“ geht, könnte man auf das Dafürhalten der akademischen Jünglinge allerdings getrost ein gutes Stück weniger geben und stattdessen Harry Belafonte fragen. Mit „Gestern“ kennt der sich aus, so nennt er nämlich schon seit 95 Jahren den vergangenen Tag. Genau genommen stimmt das nicht, denn er sagt nicht „Gestern“, sondern „yesterday“, schließlich ist er Amerikaner. Doch dieses Detail vermag nichts daran zu ändern, dass der Sänger mit rund 35.000 Tagen Lebenserfahrung schon einige Tage gesammelt hat. Selbst wenn man einen Musiker, der vor allem für die erstaunlich vergnügte Vertonung eines Bananenbootbeladevorgangs bekannt ist, nicht für eine geschichtliche Autorität halten mag, so ist das Verhältnis von „Gestern“ als (Leit)Motiv und die damit ausgedrückte verklärt-faszinierte Auseinandersetzung mit der Vergangenheit zu dem Mann, der schon viele „Gesterns“ gesammelt hat, trotz allem enger, als man vermuten könnte. Naheliegend, aber für die Zwecke dieses Artikels falsch wäre es dabei, jetzt an Belafontes Einsatz im Civil Rights Movement, für den Frieden in der Welt und damit an seine Bedeutung für die Entwicklung der Weltgeschichte zu denken. Das ist Belafontes „Gestern“, das jeder, oder zumindest jeder über 50, kennt. Belafonte steht sinnbildlich aber noch für ein anderes „Gestern“, für einen ganz anderen Aspekt der Vergangenheit, der uns mit der Zeit so abhandengekommen ist und nun schmerzlich fehlt wie Olaf Scholz und Friedrich Merz die Haare: ein Hauch von nichts.

„Day, is a day, is a day, is a day, is a day, is a day-o“. „Stack banana 'til the morning come“. Liest man den reinen Text des Bananenbootsongs, möchte man sich über dessen Einfachheit doch wundern. In simpelster, repetitiver Sprache und mit nichts als akustischer Fröhlichkeit wird der Alltag einfacher Arbeiter besungen, die Bananen verladen. Eigentlich nicht der Rede wert. Und doch füllt das je nach Auftritt gut und gerne mal sieben Minuten. Sieben Minuten voller Freude und Unbeschwertheit, die es im Grunde genommen um nichts geht. (Hier hören die Parallelen zu den Spitzenpolitikern auf, allerdings in erster Linie bei Freude und Unbeschwertheit. Worum es ihnen geht, vermag man auch nach Satz Tiraden mit mehr Kommata als Zuhörern oft nicht sagen ...)

Heutzutage scheinen solche Momente zu fehlen. Alles ist vernetzt, super informiert, super schnell, super dringend, super wichtig, und das pausenlos. Sieben Minuten nichts? Schön wär's! Im Sekundentakt wissen uns Elektrokleingeräte mit entsprechenden Applikationen mit Neuigkeiten, Nachrichten und allem, was stresst, zu bombardieren. Und wehe dem, der nicht schnell genug mitliest, mithört und reagiert, es wartet schließlich schon der nächste Schocker. Pause ist nicht. Und schon gar nicht sieben Minuten wohlklingendes Nichts. Wer dem entgegenhalten möchte, das gehe ja auch gar nicht anders, schließlich lasse die Welt einem heute dafür vor dem Hintergrund des Ukraine-Kriegs mit nuklearem Säbelrassen, der zunehmenden gesellschaftlichen Spaltung und Polarisierung durch Politisierung sowie des Klimawandels schlicht und ergreifend keine Zeit, der hat zwei Dinge nicht gehört:

Erstens den Schuss. Denn auch der Schöpfer des musikalischen Nichts bewegte sich durch eine Welt, die dem Untergang nie so wirklich fern war. Anders ist Belafontes

politischer Einsatz (manchmal übrigens auch für sehr fragwürdige sowjetische Friedensinitiativen) in einer Zeit, in der sich zwei Blöcke unnachgiebig gegenüberstanden und einander permanent atomar wegzupusten drohten, nicht zu erklären. Mehr Spaltung, mehr Gefahr geht ja kaum.

Und zweitens den Bananenbootsong. Fragt man heute das Internet und damit politisch mindestens korrekte und bedeutungsschwangere Expert*innen, so wird man schnell belehrt, dass es sich in dem Stück keinesfalls um ein halbwegs belangloses Lied über Bananenarbeiter handelt, mit denen die Arbeit etwas leichter gehen sollte. Wer das glaubt, muss schon ein verstrahlter Anachronist sein, handelt es sich doch um „a cry from the heart about how people want to be free“ – zumindest, wenn man lotofsense.com glauben darf. Dass Belafonte das niemals so gesagt geschweige denn gemeint hat, ist egal. Was weiß der denn schon? Was zählt, ist, wie es heute in die politische Dauerbeschallung passt. Und da liegt das Problem: Wenn ohne Pause Kulturkampf angesagt ist, fehlt die Zeit für Leichtigkeit. Die Zeit, den Blick schweifen, die Gedanken treiben und die Seele baumeln zu lassen. Kurz gesagt: die Zeit für nichts. Und wo kein Raum für ein bisschen nichts ist, da bleibt eben nur noch Reizüberflutung. Reize, die in der Regel alles andere als zu Entspannung einladen. Schlechte Nachrichten verkaufen sich eben besser und genug davon gibt es für gewöhnlich. Sollte es tatsächlich einmal keine berichtenswerte Probleme geben, stehen außerdem die sozialen Medien bereit, die banalsten Dinge zu solchen aufzubauschen. Und wenn auch das nicht geht, kann man ja immer noch welche erfinden. (Schon gewusst? Unsere Politiker sind eigentlich eine Elite babyfressender Globalisten ...)

Genau so kommt es, dass wir, wenn wir an „Gestern“ denken, die Vergangenheit mit Rückschaufehlern voller stopfen als für Instagram unsere Körper mit Botox und Silikon. Die Wirkung beider Angewohnheiten ist ironischerweise gleich. Soll eigentlich schön aussehen, verstärkt aber nur, was sich gesellschaftlich ungesund entwickelt – sei es das politische Klima, sei es das Schönheitsideal. Und beides wäre vermeidbar. Es braucht keine Nervengifte, um noch morgen und auf ewig so auszusehen wie der Durchschnittsmensch schon heute kaum. Und es braucht weder unüberzeugendes Umschreiben der Vergangenheit noch Idealisieren guter alter Zeiten, um die Welt wieder in Ordnung zu bringen. Früher war schließlich weder alles Sch***e, was stank (siehe Sülze), noch Gold, was glänzte (man denke nur an einen vor Eisen blitzenden Vorhang, hinter dem die Atombomben abschussbereit standen). Viel hilfreicher gegen Überforderung, Überspitzung und Überpolitisierung ist es, uns – wie früher – auch mal eine Pause zu gönnen und, wo statt einem Aufreger nur eine Mücke lauert, nicht den nächsten Elefanten zu wittern. Es müssen nicht immer sieben Minuten Bananenboot sein, um mal runterzukommen. Aber für ein beruhigteres Miteinander ist gelegentlicher Raum für nichts eben auch nicht nichts, sondern eine ganze Menge.

Dein gestern was somebody's tomorrow | Anonym

Dieser Satz kam mir in den Sinn, als ich über das PuG-Thema sinnierte. Abgesehen von seiner bestechenden Logik wusste ich allerdings selbst nicht so richtig viel damit anzufangen. Ich hatte irgendwie das Gefühl, dass der Satz deeper ist, als ich's selbst checke. Ist natürlich die Frage ob man überhaupt Sachen, die man selbst denkt, gleichzeitig selbst nicht verstehen kann. Naja. Jedenfalls habe ich dann mal „gestern“ mit „morgen“ ausgetauscht und heraus kam: Dein tomorrow was somebody's gestern. Das grenzt natürlich an einen Mindfuck à la „zurück in die Zukunft“ und obwohl ich den Film nie gesehen habe, bereitet mir dieser Titel jedes Mal Kopfschmerzen. Vielleicht würde es helfen, den Film endlich mal zu gucken, but I'll leave that for tomorrow. Nachdem ich mich also von diesem einfachen gestern-tomorrow Worttausch schnell abgewendet habe, kam die wirklich abgefahrene Denkopoperation: Tempuswechsel! Dein tomorrow will be somebody's gestern. Mein klimakampf- und krisenkonditioniertes Hirn hat diesmal offenbar nicht nur die Logik, sondern auch den Inhalt dieses Satzes direkt erkannt, denn sofort dachte ich: Hoffentlich! und dann: wahrscheinlich eher nicht. Jedenfalls nicht, wenn wir so weiter machen wie bisher. „Wir müssen dafür sorgen, dass die zukünftigen Generationen auch ein gestern werden haben können“ wollte ich eigentlich schreiben, aber dann war ich mir damit noch nicht mal bezüglich der Logik sicher. Beziehungsweise ob es nicht redundant ist, zukünftigen Generationen ein gestern zugestehen zu wollen, wenn ich eh schon eine Zukunft für sie fordere. Denn im Prinzip sind ja gestern und morgen das gleiche, nur zu einem anderen Zeitpunkt. Demnach wäre „Dein gestern was somebody's tomorrow“ = „Dein tomorrow will be somebody's gestern“. Andererseits, wenn etwas nur unter einer gewissen Bedingung – anderer Zeitpunkt – das gleiche ist, ist's wahrscheinlich eher nicht das gleiche. Redundant dürfe jedenfalls die Message dieses Textes für die vornehmlich junge PuG-Leser:innenschaft sein, denn wenn jemand die Notwendigkeit einer radikalen Handlungswendung erkannt hat, sind es ja wohl diese jungen Leute von heute. Um den Text dennoch einigermaßen adressat:innengerecht zu machen, habe ich ein paar englische Worte eingebaut. Thx4reading.

Gestern | Farina Dobs

Gestern war heute morgen.
Gestern habe ich gesagt:
Morgen wird ein neuer Tag.

Dann habe ich fünf Mal auf *Snooze* gedrückt, den Wecker schlussendlich ganz ausgestellt und bin erst drei Stunden später aufgewacht. „Kann ja mal passieren.“ Schnappe mir mein Handy, wische eine Stunde lang sinnlos durch meine Apps. Schaffe es trotzdem nicht, auf unbeantwortete Nachrichten zu antworten. Stehe auf, schlurfe in die Küche, trinke Kaffee, mache mich fertig, fahre wie ferngesteuert in die Uni.

Es regnet wieder in meiner Stadt. Ich sitze in der Bib, starre auf meinen Bildschirm. Freunde kommen. Zeit für eine Kaffeepause. Jetzt stehen wir rauchend draußen und jammern darüber, wie viel wir zu tun haben. Trotten in die Mensa, denn „hungrig kann man sich nicht konzentrieren.“

Eine weitere Stunde vergeht, ich starre wieder auf meinen Bildschirm. Tippe auf den Tasten herum, aber die Informationen ziehen einfach an mir vorbei. Die Zeit vergeht. Ich krame meine Sachen zusammen und verlasse meinen Platz. Komme zu spät zu meiner Verabredung. Draußen regnet es immer noch. Wir trinken gemeinsam unser Bier und jammern weiter, wie elendig lang unsere To-do-Listen sind. Schwinge mich auf mein Rad, fahre Heim.

Es ist schon wieder spät geworden. Gehe duschen, ziehe mich um, lege mich ins Bett. Wische wieder viel zu lange auf meinem Handy. Schlafe zu dem Geräusch der Tropfen auf meiner Fensterscheibe ein und sage mir:

Morgen wird heute gestern sein.
Morgen wird ein neuer Tag.
